

FRIEDRICH NIETZSCHE

Ecce auctor

Die Vorreden von 1886

Herausgegeben und eingeleitet
von Claus-Artur Scheier

FELIX MEINER VERLAG
HAMBURG

PHILOSOPHISCHE BIBLIOTHEK BAND 422

Im Digitaldruck »on demand« hergestelltes, inhaltlich mit der ursprünglichen Ausgabe identisches Exemplar. Wir bitten um Verständnis für unvermeidliche Abweichungen in der Ausstattung, die der Einzelfertigung geschuldet sind. Weitere Informationen unter: www.meiner.de/bod

Bibliographische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliographie; detaillierte bibliographische
Daten sind im Internet über <<http://portal.dnb.de>> abrufbar.
ISBN 978-3-7873-0940-5
ISBN eBook: 978-3-7873-2636-5

© Felix Meiner Verlag GmbH, Hamburg 1990. Alle Rechte vorbehalten.
Dies gilt auch für Vervielfältigungen, Übertragungen, Mikroverfilmungen
und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen,
soweit es nicht §§ 53 und 54 URG ausdrücklich gestatten. Gesamtherstellung:
BoD, Norderstedt. Gedruckt auf alterungsbeständigem Werkdruckpapier,
hergestellt aus 100% chlorfrei gebleichtem Zellstoff. Printed in
Germany.

www.meiner.de

INHALT

Einleitung. Von C.-A. Scheier	VII
<i>Ecce auctor. Zwischen ursprünglichem Denken und Ideologie</i>	XI
Vorrede zu Jenseits von Gut und Böse	XXXII
Vorrede zu Menschliches, Allzumenschliches I	LIX
Vorrede zu Menschliches, Allzumenschliches II	LXX
Vorrede zur Morgenröte	LXXXII
Vorrede zur Fröhlichen Wissenschaft	CII
Versuch einer Selbtkritik. Vorrede zur Geburt der Tragödie	CII
Vorrede zur Genealogie der Moral	CXII
Editorische Angaben	CXXIV

FRIEDRICH NIETZSCHE

Vorrede. Zu: Jenseits von Gut und Böse. Vorspiel einer Philosophie der Zukunft	3
Vorrede. Zu: Menschliches, Allzumenschliches. Ein Buch für Freie Geister. Erster Band	7
Vorrede. Zu: Menschliches, Allzumenschliches. Ein Buch für freie Geister. Zweiter Band	17
Vorrede. Zu: Morgenröte. Gedanken über die moralischen Vorurteile	25
Vorrede. Zu: Die fröhlichen Wissenschaft (»Gaya scienza«)	33
Versuch einer Selbtkritik. Zu: Die Geburt der Tragödie. Oder: Griechentum und Pessimismus	41

Vorrede. Zu: Zur Genealogie der Moral. Eine Streitschrift	53
Auswahlbibliographie	63

EINLEITUNG

Es war eine bestreitbare Entscheidung der Herausgeber, die von Nietzsche 1886 neu mit Vorreden versehenen Bücher nicht in ihrer ursprünglichen Gestalt in die kritische Gesamtausgabe aufzunehmen. „Die Geburt der Tragödie aus dem Geiste der Musik“, „Menschliches, Allzumenschliches“ und der „Anhang: Vermischte Meinungen und Sprüche“, „Der Wanderer und sein Schatten“, „Morgenröte“ und „Die fröhliche Wissenschaft“ sind Etappen eines Denkwegs, der in den Vorreden vom erreichten Standpunkt der „Ruhe und rückwärts blickende[n] Sammlung“¹ aus sozusagen begradigt wird. Mit Ausnahme der „Fröhlichen Wissenschaft“ blieb der Textbestand allerdings fast unberührt, und die eigentliche Problematik der kritischen Ausgabe (wie aller früheren) liegt darin, daß sie durch die Festschreibung der ehemals taktisch gemeinten Kontiguität von „Genealogie der Moral“ und „Jenseits von Gut und Böse“ in der philosophischen und schriftstellerischen Entwicklung Nietzsches de facto die „Arbeit eines ganzen Jahrs“² ausblendet, die innerhalb des nachzarathustrischen Werks mit den fünf Vorreden und „Wir Furchtlosen“ den Übergang vom *lento* zum *tempo feroce*³ macht.

Für die Aufnahme von „Wir Furchtlosen“ in die „Fröhliche Wissenschaft“ hatte Nietzsche, obwohl ein fünfter Teil von vornherein projektiert gewesen war⁴, anders als für die „Lieder des Prinzen Vogelfrei“ hauptsächlich verlegerische Gründe; daß sie ihn nicht bestachen, zeigt der Brief an Köse-

1 An die Försters vom 2. September 1886.

2 An Meta von Salis vom 14. September 1887.

3 EH, Genealogie der Moral.

4 An Fritzsch Ende Dezember 1886; vgl. schon die Postkarte an Köselitz vom 18. Dezember 1881.

litz vom 7. März 1887: „Mit dem ‚fünften Buche‘, dessen Manuskript seit mehreren Monaten in Fritzschen Händen ist und dessen Drucklegung ich selber zu zahlen gewillt war, scheint besagter Leipziger wenig einverstanden. Genug, wir lassen es vor der Hand ungedruckt; vielleicht gehört es seinem Tone und Inhalte nach überdies mehr zu Jenseits von G und B und dürfte diesem Werke bei einer zweiten Auflage einverlebt werden –, mit mehr Recht, wie mir jetzt scheint als jener fröhlichen Wissenschaft: so daß zuletzt hinter dem Widerstreben des Verlegers ein ‚höherer Sinn‘, ein Stück blauen Himmels von Vernünftigkeit sichtbar wird.“

Das Zögern des Verlegers erwies sich als Mißverständnis⁵, aber das Mißbehagen blieb. Das neue Buch hätte die dekadische, mit der von „Menschliches, Allzumenschliches“ korrespondierende Tektonik von „Jenseits von Gut und Böse“ zerstört; als fünftes Buch der „Fröhlichen Wissenschaft“ wirkt es trotz letzter Zusätze und Einschübe, die ihm doch noch „den Charakter einer Vorbereitung“ geben sollten⁶, wie eine Barrikade zwischen „Also sprach Zarathustra“ und dem verheißungsvollen Schluß des „Sanctus Januarius“.

Das Hauptwerk des Jahrs 1886 sind aber die fünf Vorreden, „vielleicht meine beste Prosa, die ich bisher geschrieben habe“⁷: „von der Vorrede zur Geburt der Tragödie bis zur Vorrede des letztgenannten Buchs [der „Genealogie der Moral“] – das gibt eine Art ‚Entwicklungsgeschichte‘“⁸, zu der, des Erprobens der neuen Tonlage wegen, noch die Vorrede zu „Jenseits von Gut und Böse“ gerechnet werden kann, womit alle von Nietzsche publizierten Vorreden versammelt sind. In der Tat sind sie, im Zusammenhang gelesen – und jedenfalls die Vorreden von 1886 sind auch im Zusammenhang gedacht –, nicht weniger als ein Proto-Ecce-Homo oder, genauer, ein „Ecce auctor“, der Schlüssel zu allen folgenden

5 An Fritsch vom 12. März 1887.

6 An Fritsch vom 29. April 1887.

7 An Overbeck vom 14. November 1886.

8 An Meta von Salis vom 14. September 1887.

Schriften bis zu den Briefen und Postkarten vom Januar 1889. Aber als *disiecti membra poetae* werden sie kaum so gelesen werden.

Nach der Vollendung des dritten Teils von „Also sprach Zarathustra“ hatte Nietzsche begonnen, seine früheren Schriften durchzusehen⁹, und Mitte August 1885 teilte er der Schwester den Entschluß mit, wenigstens „Menschliches, Allzumenschliches“ samt „Nachtrag“ und „Wanderer“ neu zu redigieren, obwohl die Auflagen noch nicht vergriffen waren. Im selben Brief stehen die schon auf das „Jenseits von Gut und Böse“-Kapitel des „Ecce homo“ vorausweisenden Sätze¹⁰: „[...] daß ich jetzt, im 41ten Lebensjahre isoliert bin, keinen Schüler habe und es täglich empfinde, daß ich gerade in meiner besten Kraft stehe, um eine große Schul-Tätigkeit als Philosoph auszuüben, stelle Dir das auch vor die Seele! Die Bücher heraus aus diesem Winkel!!! Es sind meine Angelhaken; wenn sie mir keine Menschen fangen, so haben sie keine Sinn!“

Im Dezember 1885 wird der Plan der zweiten Auflage von „Menschliches, Allzumenschliches“¹¹ nicht zuletzt aus finanziellen Gründen einstweilen ad acta gelegt¹². Stattdessen arbeitet Nietzsche an einem zweiten Band der „Morgenröte“¹³, der sich alsbald zu „Jenseits von Gut und Böse“ verselbständigt¹⁴. Im Juli ist das Buch fertig, und am 7. August 1886 unterbreitet Nietzsche seinem alten Verleger Fritzsch in Leipzig den Plan einer Neuausgabe seiner älteren Werke: „Die Zahl der Exemplare ist so groß, daß es scheinen möchte, als ob es sich um eine ganz neue Ausgabe handelt. Dies hat

⁹ An Overbeck vom 7. April 1884; vgl. den Brief Anfang August.

¹⁰ Vgl. die Briefe an Malwida von Meysenbug, erste Juniwoche, und an Overbeck vom 12. Juli 1884.

¹¹ Vgl. die umfangreichen Vorarbeiten, KGW IV. 4.

¹² An Overbeck Anfang Dezember 1885.

¹³ Entwurf eines Briefs an Credner Mitte Januar 1886.

¹⁴ An Köselitz vom 27. März 1886.

mir einen Gedanken eingegeben. Wenn nun einmal die Titel- und Umschlagblätter durch neue zu ersetzen sind und jedenfalls einige Buchbinder-Arbeit nötig wird, was meinen Sie? wäre es nicht vernünftig, jenen Anschein zu benutzen d. h. auf den Titel drucken zu lassen / Neue Ausgabe / vermehrt durch eine Vorrede. / (oder Einleitung etc?)“. Der Vorrede zum ersten Band von „Menschliches, Allzumenschliches“ folgt noch im selben Monat als Vorrede zur „Geburt der Tragödie“ der „Versuch einer Selbstkritik“, und im November 1886 sind die fünf Vorreden fertig. Im Begleitbrief zum „Versuch“¹⁵ hatte Nietzsche die Publikation gesammelter Vorreden mit der Begründung abgelehnt: „Ein eignes Bändchen mit lauter ‚Vorreden‘ würde gegen den Geschmack sündigen. Man verträgt das schreckliche Vorrede-Wörtchen ‚ich‘ eben nur unter der Bedingung, daß es in dem drauf folgenden Buche fehlt: es hat nur Recht in der Vorrede.“

Die Gründe, die Nietzsche dazu bewogen, die „Arbeit eines ganzen Jahrs“ in seine früheren Werke zu verstreuen, sind heute hinfällig geworden: die „effroyable quantité de Je et de Moi“ (Stendhal), die den Autor des „Ecce homo“ nicht mehr schrecken wird, Verlagsrücksichten und die publizistische Taktik des vereinsamten Denkers, der im stillen und seit den Vorreden nicht nur im stillen immer geglaubt hatte, „an dem Punkte meines Lebens, an dem ich angelangt bin, nicht mehr allein zu sein: daß ich da von vielen Gelübde und Schwüre empfangen würde, daß ich etwas zu gründen und zu organisieren hätte [...].“¹⁶

„Meine Schriften stellen eine fortlaufende Entwicklung dar“, hatte Nietzsche am 7. August 1886 an seinen Verleger geschrieben, und die Vorreden sollten „das Notwendige“ in deren Gang deutlich machen. Ob und wie ihnen das gelingt, kann sich aber nur zeigen, wenn sie auf ihren eignen Ort in diesem Gang hin und d. h. im Zusammenhang gelesen werden. Ihr änigmatischer Mikrokosmos ist

15 29. August bis 1. September 1886.

16 An Overbeck vom 12. Juli 1884.

jedenfalls nicht nur Nietzsches erste umfassende Interpretation jener Entwicklung, sondern als ein Stadium *in* ihr das „Ecce auctor“ als Rechenschaft und Selbst-Vergewisserung des Denkers auf dem Weg von Zarathustra zu Dionysos.

*Ecce auctor. Zwischen ursprünglichem Denken
und Ideologie*

Wo das Wesen des Menschen nicht mehr nur als Produktivität wie bei Marx, sondern als *Kreativität* gedacht wird, relativieren sich auch die materiellen Bedingungen, die das Denken die wissenschaftliche Gestalt eines Aussagenzusammenhangs annehmen ließen. Die Produktivität formiert einen Stoff, die Kreativität finge ganz aus sich an, und während Marx die ebenso revolutionäre wie geschichtlich notwendige Veränderung der Produktionsverhältnisse prognostiziert, kann Nietzsche nur auf die durch keinerlei Zwang ernötigte Wiederkehr der Kreativität als auf den glücklichen Zufall setzen, daß das Schaffen im Geschaffenen zu *sich entspränge*. So muß sein Denken sich überall als *entspringende* Kreativität suchen und auf diese Weise immer umkehren und neu anfangen. Das ist die Not der aphoristischen Form, die Nietzsche in artistische Tugend verwandelt hat.

Wenn Georg Lukács in „Nietzsche als Begründer des Irrationalismus der imperialistischen Periode“ resümiert: „Sein aphoristischer Ausdruck erscheint [...] als die adäquate Form dieser gesellschaftlich-geschichtlichen Lage: die innere Morschheit, Hohlheit, Unwahrheit des ganzen Systems hüllt sich in diese farbig schillernden, formal jeden Zusammenhang leugnenden Gedankenfetzen“¹⁷, dann verrät sich hier nicht nur der Literaturkritiker an den Parteipropagandisten, sondern läßt gegen die eigne Intention sehen, wie der nietzschesche Gedanke sich genau *nicht* im ideologischen Bewußt-

17 G. Lukács, Von Nietzsche bis Hitler oder Der Irrationalismus in der deutschen Politik, Frankfurt a. M./Hamburg 1960, S. 101.

sein ansiedelt. Alfred Baeumler schrieb so ordentlich wie Georg Lukács, und der vermißte Zusammenhang gehört nicht weniger zur Effizienz des ideologischen Programms als das auf Faßlichkeit eingeschworene Ressentiment gegen das Schillern. Elisabeth Förster-Nietzsche wußte etwas davon, aber mit „Der Wille zur Macht“ konnte auch sie nichts zuwege bringen als ein Surrogat.

Freilich schien sich Nietzsche nie völlig im klaren gewesen zu sein über die von seinem Gedanken selber erzeugte Grenze der Mitteilung; bis zuletzt hielt er dafür, seine Philosophie als solche noch gar nicht dargestellt zu haben und dies nachholen zu sollen. „[...] die nächsten 6 Jahre“, schreibt er am 2. September 1884 an Köselitz, „gehören der Ausarbeitung eines Schemas an, mit welchem ich meine ‚Philosophie‘ umrissen habe. Es steht gut und hoffnungsvoll damit. Zarathustra hat einstweilen nur den ganz persönlichen Sinn, daß es mein ‚Erbauungs- und Ermutigungs-Buch‘ ist – im übrigen dunkel und verborgen und lächerlich für jedermann.“ Man muß nicht auf die Umstände, die Krankheit usw. schieben, daß es nicht dazu kam. Das eigentlich Gedachte bei Nietzsche, dieser Gedanke des immer zu sich kommenden oder sich zu sich schaffenden Schaffens ist nur da, wo er zugleich diesen „ganz persönlichen Sinn“ hat und „dunkel und verborgen und lächerlich für jedermann“ bleibt; er ist wesentlich esoterisch und schlüge, exoterisch gemacht, klar und offensichtlich und überzeugend für jedermann, d. h. als Gestalt des zeitgenössischen Bewußtseins, in der Tat in Ideologie um.

Denn dieser Gedanke der zu sich entspringenden Kreativität hält aufdringlicher und eindringlicher als irgendeine Gestalt des nachhegelschen Denkens in seiner Ursprünglichkeit die Umsetzung ins zeitgenössische Bewußtsein nicht aus, weil seine Welt nicht mehr die Seite der Vorhandenheit, der aussagefähigen und -fordernden Sachlagen hat: sie ist esoterischer noch als die Welt Cézannes, Mallarmés oder des späten Henry James, die alle mit Fragen des métier befaßt sind in der immer neu zu wiederholenden Überwindung des Widerstands in dem, was Cézanne die *réalisation* nennt. Auch bei

Nietzsche *ist* Welt nicht, sondern *wird* nur, augenblicklich, im Prozeß ihrer Realisation. Wohl sind die Ergebnisse der Wissenschaften dafür brauchbar und sogar nötig, Nietzsche war nie wissenschaftsfeindlich oder Irrationalist im gängigen Sinn des Worts. Er hat sogar, und sogar mit einer gewissen Ängstlichkeit, den Gedanken der ewigen Wiederkunft naturwissenschaftlich abzusichern gesucht. Aber er hatte, bei aller Unsicherheit, allen Versuchen und Fehlversuchen der Realisation, die Aufgabe klar erkannt, der er als Philologe, Artist und Psychologe treu bleiben würde und die er im „Versuch einer Selbtkritik“ für die neue Ausgabe der „Geburt der Tragödie“ hervorhebt¹⁸: die Wissenschaft unter der Optik des Künstlers zu sehn, die Kunst aber unter der des Lebens

Und das Leben? Unter welcher Optik? Oder wäre das Leben für Nietzsche ein Grenzbegriff wie für Dilthey, ein Fluchtpunkt wie für die Kunst der Jahrhundertwende oder in der Tat ein ideologischer Fetisch? Das hieße den Satz für eine Aussage nehmen, und nach dieser Hinsicht wird das wissenschaftliche Bewußtsein alsbald zum Gegenschlag ausholen (1879 bereits war Frege’s „Begriffsschrift“ erschienen) und dem nietzscheschen Denken als einem Paradebeispiel des Psychologismus den Titel „Philosophie“ absprechen (was wiederum den antiakademischen Affekt des ideologischen Bewußtseins bestärken mußte).

Ideologisch lesbar wird der Satz allerdings durch seine Umformung in eine Aussage über Nietzsches Sehweise, und nicht im Horizont einer bestimmten Philosophie, sondern des zeitgenössischen Bewußtseins genommen stellt er sich wesentlich als eine Beziehung von Termen dar, die den Bewußtseinsträgern bereits bekannt sind. Hier trägt nicht die alte Einsicht, daß, was *bekannt*, darum noch nicht *erkannt* sei, da einerseits die Forderung des Erkennens den Satz dem Denken zurückgeben würde und das Erkennen andererseits im Bewußtsein nur die Funktion der Vermehrung der Menge des Bekannten hat. Was Nietzsche mit „Wissenschaft“,

18 GT, Versuch einer Selbtkritik 2.

„Kunst“ und „Leben“ meint, kann dann nurmehr sein, was man sich auf dem gegenwärtigen Stand der Diskussion unter diesen Begriffen vorstellt: interessant sind nicht sie selber, sondern die eigentümliche Beziehung, in die ihre Verwendung sie bringt, und angesichts deren es an den jeweils gelgenden Maximen liegt, ob sie positiv oder negativ zu bewerten sei. Ist es nicht ebenso möglich, läßt sich dann z. B. argumentieren, das Leben unter der Optik der Kunst und die Kunst unter der Optik der Wissenschaft zu sehen?

Den Satz dem nietzscheschen Denken zurückzugeben heißt offenbar, auf seine geschichtliche Unruhe zu achten, sich auf seinen Ort im Denken des 19. Jahrhunderts überhaupt einzulassen. Aber schon im nächsten Zusammenhang gelesen zeigt sich, daß er keine *Aussage*, sondern eine *Aufgabe* ist, an die sich ein Buch, diese „Geburt der Tragödie“, zum ersten Male „verwegen“ herangewagt hat. Er beruft das Wagnis einer anderen Weise, zu sehen, und so auch einer anderen Weise, das Gesehene zur Sprache zu bringen (denn vom Buch ist die Rede). Das Wagnis zugestanden, ist nach dem „zum ersten Male“ zu vermuten, daß der Satz seinerseits aus diesem Wagnis spricht – so daß auch Wissenschaft, Künstler, Kunst und Leben im Licht einer Optik stehen dürften, von der der unbefangene Leser kaum wird sagen können, er habe selber den Versuch mit ihr gemacht. Der Satz bleibt außerdem nicht, wie sonst so oft, mit drei Punkten offen, vielmehr schließen sein letztes Wort und der letzte Punkt drei Punkte ein; dadurch läßt er nicht nur den ganzen Abschnitt nach und ausklingen, sondern etwas ungesagt sein, was an dieser Stelle zu sagen vielleicht noch nicht „schicklich“ wäre – von der „Schicklichkeit des Beweisens“ und den „schlechten Manieren des Wagnerianers“ wird ja im nächsten Stück die Rede sein. Auf diese Weise beginnt der Satz eine Reihe, die dem „wiederkäuenden“ Leser¹⁹ eine Perspektive öffnet und zur Frage lockt: Und das Leben – unter welcher Optik?

19 GM, Vorrede 8.

Mit den Vorreden beschäftigt notiert Nietzsche 1886²⁰: „Man bemerkt, bei meinen früheren Schriften, einen guten Willen zu unabgeschlossenen Horizonten, eine gewisse kluge Vorsicht vor Überzeugungen, ein Mißtrauen gegen die Bezauberungen und Gewissens-Überlistungen, welche jeder starke Glaube mit sich bringt; mag man darin zu einem Teile die Behutsamkeit des gebrannten Kindes, des betrogenen Idealisten sehen – wesentlicher scheint mir der epikureische Instinkt eines Rätsel Freundes, der sich den änigmatischen Charakter der Dinge nicht leichten Kaufs nehmen lassen will, am wesentlichsten endlich ein ästhetischer Widerwille gegen die großen tugendhaften unbedingten Worte, ein Geschmack, der sich gegen alle viereckigen Gegensätze zur Wehr setzt, ein gut Teil Unsicherheit in den Dingen wünscht und die Gegensätze wegnimmt, als Freund der Zwischenfarben, Schatten, Nachmittagslichter und endlosen Meere.“ Und kurz zuvor²¹: „Tiefe Abneigung, in irgend einer Gesamt-Betrachtung der Welt ein für alle Mal auszuruhen; Zauber der entgegengesetzten Denkweise; sich den Anreiz des änigmatischen Charakters nicht nehmen lassen.“

Mit solchen Sätzen ist keine Ideologie zu machen. Die Abneigung, sich einzurichten in irgendeiner Gesamtbetrachtung der Welt, in einem „metaphysischen System“ à la Schopenhauer, ist eben die Furcht des immer erst entspringenden Denkens, sich im endlichen Aussagenzusammenhang als Bewußtsein zu paralysieren. Dagegen verwahrt es sich im Aphorismus. Das ist der Geschmack nicht so sehr des Autors, der Plan um Plan entwirft, seine Philosophie „als solche“ darzustellen, als vielmehr seines Denkens selbst. Denn dies Denken ist „ästhetisch“ nicht im Sinne einer philosophischen Disziplin, einer Philosophie der Kunst, neben der dann ergänzend eine Ethik, Logik usw. zu fordern wären, sondern *ursprünglich vernehmend*, d. h. unmittelbar: schmeckend. Über diese schmeckende Vernunft steht schon in den „Ver-

20 VIII. 1. 2(162).

21 VIII. 1. 2(155).

JENSEITS VON GUT UND BÖSE. VORSPIEL EINER PHILOSOPHIE DER ZUKUNFT

Vorrede

Vorausgesetzt, daß die Wahrheit ein Weib ist –, wie? ist der Verdacht nicht begründet, daß alle Philosophen, sofern sie Dogmatiker waren, sich schlecht auf Weiber verstanden? daß der schauerliche Ernst, die linkische Zudringlichkeit, mit der sie bisher auf die Wahrheit zuzugehen pflegten, ungeschickte und unschickliche Mittel waren, um gerade ein Frauenzimmer für sich einzunehmen? gewiß ist, daß sie sich nicht hat einnehmen lassen: – und jede Art Dogmatik steht heute mit betrübter und mutloser Haltung da. Wenn sie überhaupt noch steht! Denn es gibt Spötter, welche behaupten, sie sei gefallen, alle Dogmatik liege zu Boden, mehr noch, alle Dogmatik liege in den letzten Zügen. Ernstlich geredet, es gibt gute Gründe zu der Hoffnung, daß alles Dogmatisieren in der Philosophie, so feierlich, so end- und letztgültig es sich auch gebärdet hat, doch nur eine edle Kinderei und Anfängerei gewesen sein möge; und die Zeit ist vielleicht sehr nahe, wo man wieder und wieder begreifen wird, was eigentlich schon ausgereicht hat, um den Grundstein zu solchen erhabenen und unbedingten Philosophen-Bauwerken abzugeben, welche die Dogmatiker bisher aufbauten, – irgend ein Volks-Aberglaube aus unvordenklicher Zeit (wie der Seelen-Aberglaube, der als Subjekt- und Ich-Aberglaube auch heute noch nicht aufgehört hat, Unfug zu stiften), irgend ein Wortspiel vielleicht, eine Verführung von Seiten der Grammatik her oder eine verwegene Verallgemeinerung von sehr engen, sehr persönlichen, sehr menschlich-allzumenschlichen Tatsachen. Die Philosophie der Dogmatiker war hoffentlich nur ein Versprechen über Jahrtausende hinweg: wie es in noch früherer Zeit die Astrologie war, für deren Dienst vielleicht mehr Arbeit, Geld, Scharfsinn, Geduld aufgewendet worden ist, als

bisher für irgend eine wirkliche Wissenschaft: – man verdankt ihr und ihren „überirdischen“ Ansprüchen in Asien und Ägypten den großen Stil der Baukunst. Es scheint, daß alle großen Dinge, um der Menschheit sich mit ewigen Forderungen in das Herz einzuschreiben, erst als ungeheure und furchteinflößende Fratzen über die Erde hinwandeln müssen: eine solche Fratze war die dogmatische Philosophie, zum Beispiel die Vedanta-Lehre in Asien, der Platonismus in Europa. Seien wir nicht undankbar gegen sie, so gewiß es auch zugestanden werden muß, daß der schlimmste, langwierigste und gefährlichste aller Irrtümer bisher ein Dogmatiker-Irrtum gewesen ist, nämlich Platons Erfindung vom reinen Geiste und vom Guten an sich. Aber nunmehr, wo er überwunden ist, wo Europa von diesem Alpdrucke aufatmet und zum mindesten eines gesunderen – Schlafs genießen darf, sind wir, deren Aufgabe das Wachsein selbst ist, die Erben von all der Kraft, welche der Kampf gegen diesen Irrtum großgezüchtet hat. Es hieß allerdings die Wahrheit auf den Kopf stellen und das Perspektivische, die Grundbedingung alles Lebens, selber verleugnen, so vom Geiste und vom Guten zu reden, wie Plato getan hat; ja man darf, als Arzt, fragen: „woher eine solche Krankheit am schönsten Gewächse des Altertums, an Plato? hat ihn doch der böse Sokrates verdorben? wäre Sokrates doch der Verderber der Jugend gewesen? und hätte seinen Schierling verdient?“ – Aber der Kampf gegen Plato, oder, um es verständlicher und fürs „Volk“ zu sagen, der Kampf gegen den christlich-kirchlichen Druck von Jahrtausenden – denn Christentum ist Platonismus fürs „Volk“ – hat in Europa eine prachtvolle Spannung des Geistes geschaffen, wie sie auf Erden noch nicht da war: mit einem so gespannten Bogen kann man nunmehr nach den fernsten Zielen schießen. Freilich, der europäische Mensch empfindet diese Spannung als Notstand; und es ist schon zwei Mal im großen Stile versucht worden, den Bogen abzuspannen, einmal durch den Jesuitismus, zum zweiten Mal durch die demokratische Aufklärung: – als welche mit Hülfe der Pressfreiheit und des Zeitunglesen es in der Tat erreichen dürfte, daß der

Geist sich selbst nicht mehr so leicht als „Not“ empfindet!
(Die Deutschen haben das Pulver erfunden – alle Achtung!
aber sie haben es wieder quitt gemacht – sie erfanden die
Presse.) Aber wir, die wir weder Jesuiten, noch Demokraten,
noch selbst Deutsche genug sind, wir guten Europäer
und freien, sehr freien Geister – wir haben sie noch, die
ganze Not des Geistes und die ganze Spannung seines Bo-
gens! Und vielleicht auch den Pfeil, die Aufgabe, wer weiß?
das Ziel

Sils-Maria, Oberengadin
im Juni 1885.

MENSCHLICHES, ALLZUMENSCHLICHES.
EIN BUCH FÜR FREIE GEISTER.
ERSTER BAND

Vorrede

1. Es ist mir oft genug und immer mit großem Befremden ausgedrückt worden, daß es etwas Gemeinsames und Auszeichnendes an allen meinen Schriften gäbe, von der „Geburt der Tragödie“ an bis zum letzthin veröffentlichten „Vorspiel einer Philosophie der Zukunft“: sie enthielten allesamt, hat man mir gesagt, Schlingen und Netze für unvorsichtige Vögel und beinahe eine beständige unvermerkte Aufforderung zur Umkehrung gewohnter Wertschätzungen und geschätzter Gewohnheiten. Wie? Alles nur – menschlich-allzumenschlich? Mit diesem Seufzer komme man aus meinen Schriften heraus, nicht ohne eine Art Scheu und Mißtrauen selbst gegen die Moral, ja nicht übel versucht und ermutigt, einmal den Fürsprecher der schlimmsten Dinge zu machen: wie als ob sie vielleicht nur die bestverleumdeten seien? Man hat meine Schriften eine Schule des Verdachts genannt, noch mehr der Verachtung, glücklicherweise auch des Mutes, ja der Verwegenheit. In der Tat, ich selbst glaube nicht, daß jemals jemand mit einem gleich tiefen Verdachte in die Welt gesehn hat, und nicht nur als gelegentlicher Anwalt des Teufels, sondern ebenso sehr, theologisch zu reden, als Feind und Vorforderer Gottes; und wer etwas von den Folgen errät, die in jedem tiefen Verdachte liegen, etwas von den Frösten und Ängsten der Vereinsamung, zu denen jede unbedingte Verschiedenheit des Blicks den mit ihr Behafteten verurteilt, wird auch verstehn, wie oft ich zur Erholung von mir, gleichsam zum zeitweiligen Selbstvergessen, irgendwo unterzutreten suchte – in irgend einer Verehrung oder Feindschaft oder Wissenschaftlichkeit oder Leichtfertigkeit oder Dummheit; auch warum ich, wo ich nicht fand, was ich brauchte, es mir künstlich erzwingen, zurecht fälschen, zurecht dichten

mußte (– und was haben Dichter je anderes getan? und wozu wäre alle Kunst in der Welt da?). Was ich aber immer wieder am nötigsten brauchte, zu meiner Kur und Selbst-Wiederherstellung, das war der Glaube, nicht dergestalt einzeln zu sein, einzeln zu sehn, – ein zauberhafter Argwohn von Verwandtschaft und Gleichheit in Auge und Begierde, ein Ausruhen im Vertrauen der Freundschaft, eine Blindheit zu zweien ohne Verdacht und Fragezeichen, ein Genuß an Vordergründen, Oberflächen, Nahem, Nächstem, an allem, was Farbe, Haut und Scheinbarkeit hat. Vielleicht, daß man mir in diesem Betrachte mancherlei „Kunst“, mancherlei feinere Falschmünzerei vorrücken könnte: zum Beispiel, daß ich wissentlich-willentlich die Augen vor Schopenhauers blinder Willen zur Moral zugemacht hätte, zu einer Zeit, wo ich über Moral schon hellsichtig genug war; insgleichen daß ich mich über Richard Wagners unheilbare Romantik betrogen hätte, wie als ob sie ein Anfang und nicht ein Ende sei; insgleichen über die Griechen, insgleichen über die Deutschen und ihre Zukunft – und es gäbe vielleicht noch eine ganze lange Liste solcher Insngleichen? – gesetzt aber, dies alles wäre wahr und mit gutem Grunde mir vorgerückt, was wißt ihr davon, was könntet ihr davon wissen, wie viel List der Selbst-Erhaltung, wie viel Vernunft und höhere Obhut in solchem Selbst-Betrüge enthalten ist, – und wie viel Falschheit mir noch not tut, damit ich mir immer wieder den Luxus meiner Wahrhaftigkeit gestatten darf? ... Genug, ich lebe noch; und das Leben ist nun einmal nicht von der Moral ausgedacht: es will Täuschung, es lebt von der Täuschung... aber nicht wahr? da beginne ich bereits wieder und tue, was ich immer getan habe, ich alter Immoralist und Vogelsteller – und rede unmoralisch, außermoralisch, „jenseits von Gut und Böse“? –

2. – So habe ich denn einstmals, als ich es nötig hatte, mir auch die „freien Geister“ erfunden, denen dieses schwermütig-mutige Buch mit dem Titel „Menschliches, Allzumenschliches“ gewidmet ist: dergleichen „freie Geister“ gibt

es nicht, gab es nicht, – aber ich hatte sie damals, wie gesagt, zur Gesellschaft nötig, um gute Dinge zu bleiben inmitten schlimmer Dinge (Krankheit, Vereinsamung, Fremde, Acadia, Untätigkeit): als tapfere Gesellen und Gespenster, mit denen man schwätzt und lacht, wenn man Lust hat zu schwätzen und zu lachen, und die man zum Teufel schickt, wenn sie langweilig werden, – als ein Schadenersatz für mangelnde Freunde. Daß es dergleichen freie Geister einmal geben könnte, daß unser Europa unter seinen Söhnen von morgen und übermorgen solche muntere und verwegene Gesellen haben wird leibhaft und handgreiflich und nicht nur, wie in meinem Falle, als Schemen und Einsiedler-Schattenspiel: daran möchte ich am wenigsten zweifeln. Ich sehe sie bereits kommen, langsam, langsam; und vielleicht tue ich etwas, um ihr Kommen zu beschleunigen, wenn ich zum voraus beschreibe, unter welchen Schicksalen ich sie entstehn, auf welchen Wegen ich sie kommen sehe? --

3. Man darf vermuten, daß ein Geist, in dem der Typus „freier Geist“ einmal bis zur Vollkommenheit reif und süß werden soll, sein entscheidendes Ereignis in einer großen Loslösung gehabt hat, und daß er vorher um so mehr ein gebundener Geist war und für immer an seine Ecke und Säule gefesselt schien. Was bindet am festesten? welche Stricke sind beinahe unzerreißbar? Bei Menschen einer hohen und ausgesuchten Art werden es die Pflichten sein: jene Ehrfurcht, wie sie der Jugend eignet, jene Scheu und Zartheit vor allem Altverehrten und Würdigen, jene Dankbarkeit für den Boden, aus dem sie wuchsen, für die Hand, die sie führte, für das Heiligtum, wo sie anbeten lernten, – ihre höchsten Augenblicke selbst werden sie am festesten binden, am dauerndsten verpflichten. Die große Loslösung kommt für solchermaßen Gebundene plötzlich, wie ein Erdstoß: die junge Seele wird mit Einem Male erschüttert, losgerissen, herausgerissen, – sie selbst versteht nicht, was sich begibt. Ein Antrieb undandrang waltet und wird über sie Herr wie ein Befehl; ein Wille und Wunsch erwacht, fortzugehn, irgend wohin, um jeden

Preis; eine heftige gefährliche Neugierde nach einer unentdeckten Welt flammt und flackert in allen ihren Sinnen. „Lieber sterben als hier leben“ – so klingt die gebieterische Stimme und Verführung; und dies „hier“, dies „zu Hause“ ist alles, was sie bis dahin geliebt hatte! Ein plötzlicher Schrecken und Argwohn gegen das, was sie liebte, ein Blitz von Verachtung gegen das, was ihr „Pflicht“ hieß, ein aufrührerisches, willkürliches, vulkanisch stoßendes Verlangen nach Wanderschaft, Fremde, Entfremdung, Erkältung, Ernüchterung, Vereisung, ein Haß auf die Liebe, vielleicht ein tempelschändischer Griff und Blick rückwärts, dorthin, wo sie bis dahin anbetete und liebte, vielleicht eine Glut der Scham über das, was sie eben tat, und ein Frohlocken zugleich, daß sie es tat, ein trunkenes inneres frohlockendes Schaudern, in dem sich ein Sieg verrät – ein Sieg? über was? über wen? ein rätselhafter fragenreicher fragwürdiger Sieg, aber der erste Sieg immerhin: – dergleichen Schlimmes und Schmerzliches gehört zur Geschichte der großen Loslösung. Sie ist eine Krankheit zugleich, die den Menschen zerstören kann, dieser erste Ausbruch von Kraft und Willen zur Selbstbestimmung, Selbst-Wertsetzung, dieser Wille zum freien Willen: und wie viel Krankheit drückt sich an den wilden Versuchen und Seltsamkeiten aus, mit denen der Befreite, Losgelöste sich nunmehr seine Herrschaft über die Dinge zu beweisen sucht! Er schweift grausam umher, mit einer unbefriedigten Lüsternheit; was er erbeutet, muß die gefährliche Spannung seines Stolzes abbüßen; er zerreißt, was ihn reizt. Mit einem bösen Lachen dreht er um, was er verhüllt, durch irgend eine Scham geschont findet: er versucht, wie diese Dinge aussehn, wenn man sie umkehrt. Es ist Willkür und Lust an der Willkür darin, wenn er vielleicht nun seine Gunst dem zuwendet, was bisher in schlechtem Rufe stand, – wenn er neugierig und versucherisch um das Verbotenste schleicht. Im Hintergrunde seines Treibens und Schweifens – denn er ist unruhig und ziellos unterwegs wie in einer Wüste – steht das Fragezeichen einer immer gefährlicheren Neugierde. „Kann man nicht alle Werte umdrehn? und ist Gut vielleicht Böse? und

Gott nur eine Erfindung und Feinheit des Teufels? Ist alles vielleicht im letzten Grunde falsch? Und wenn wir Betrogene sind, sind wir nicht ebendadurch auch Betrüger? müssen wir nicht auch Betrüger sein?“ – solche Gedanken führen und verführen ihn, immer weiter fort, immer weiter ab. Die Einsamkeit umringt und umringelt ihn, immer drohender, würgender, herzzuschnürender, jene furchtbare Göttin und matter saeva cupidinum – aber wer weiß es heute, was Einsamkeit ist?...

4. Von dieser krankhaften Vereinsamung, von der Wüste solcher Versuchs-Jahre ist der Weg noch weit bis zu jener ungeheuren überströmenden Sicherheit und Gesundheit, welche der Krankheit selbst nicht entraten mag, als eines Mittels und Angelhakens der Erkenntnis, bis zu jener reifen Freiheit des Geistes, welche ebensoehr Selbstbeherrschung und Zucht des Herzens ist und die Wege zu vielen und entgegen gesetzten Denkweisen erlaubt –, bis zu jener inneren Umfänglichkeit und Verwöhnung des Überreichtums, welche die Gefahr ausschließt, daß der Geist sich etwa selbst in die eigenen Wege verlöre und verliebte und in irgend einem Winkel berauscht sitzen bliebe, bis zu jenem Überschuß an plastischen, ausheilenden, nachbildenden und wiederherstellenden Kräften, welcher eben das Zeichen der großen Gesundheit ist, jener Überschuß, der dem freien Geiste das gefährliche Vorrecht gibt, auf den Versuch hin leben und sich dem Abenteuer anbieten zu dürfen: das Meisterschafts-Vorrecht des freien Geistes! Dazwischen mögen lange Jahre der Genesung liegen, Jahre voll vielfarbiger schmerzlich-zuberhafter Wandlungen, beherrscht und am Zügel geführt durch einen zähen Willen zur Gesundheit, der sich oft schon als Gesundheit zu kleiden und zu verkleiden wagt. Es gibt einen mittleren Zustand darin, dessen ein Mensch solchen Schicksals später nicht ohne Rührung eingedenkt ist: ein blasses feines Licht und Sonnenglück ist ihm zu eigen, ein Gefühl von Vogel-Freiheit, Vogel-Umblick, Vogel-Übermut, etwas Drittes, in dem sich Neugierde und zarte Verachtung

gebunden haben. Ein „freier Geist“ – dies kühle Wort tut in jenem Zustande wohl, es wärmt beinahe. Man lebt, nicht mehr in den Fesseln von Liebe und Haß, ohne Ja, ohne Nein, freiwillig nahe, freiwillig ferne, am liebsten entschlüpfend, ausweichend, fortflatternd, wieder weg, wieder empor fliegend; man ist verwöhnt, wie jeder, der einmal ein ungeheures Vielerlei unter sich gesehn hat, – und man ward zum Geigenstück derer, welche sich um Dinge bekümmern, die sie nichts angehn. In der Tat, den freien Geist gehen nunmehr lauter Dinge an – und wie viele Dinge! – welche ihn nicht mehr bekümmern...

5. Ein Schritt weiter in der Genesung: und der freie Geist nähert sich wieder dem Leben, langsam freilich, fast widerständig, fast mißtrauisch. Es wird wieder wärmer um ihn, gelber gleichsam; Gefühl und Mitgefühl bekommen Tiefe, Tauwinde aller Art gehen über ihn weg. Fast ist ihm zu Mute, als ob ihm jetzt erst die Augen für das Nahe aufgingen. Er ist verwundert und sitzt stille: wo war er doch? Diese nahen und nächsten Dinge: wie scheinen sie ihm verwandelt! welchen Flaum und Zauber haben sie inzwischen bekommen! Er blickt dankbar zurück, – dankbar seiner Wanderschaft, seiner Härte und Selbstentfremdung, seinen Fernblicken und Vogelflügen in kalte Höhen. Wie gut, daß er nicht wie ein zärtlicher dumpfer Eckensteher immer „zu Hause“, immer „bei sich“ geblieben ist! er war außer sich: es ist kein Zweifel. Jetzt erst sieht er sich selbst –, und welche Überraschungen findet er dabei! Welche unerprobten Schauder! Welches Glück noch in der Müdigkeit, der alten Krankheit, den Rückfällen des Genesenden! Wie es im gefällt, leidend stillzusitzen, Geduld zu spinnen, in der Sonne zu liegen! Wer versteht sich gleich ihm auf das Glück im Winter, auf die Sonnenflecke an der Mauer! Es sind die dankbarsten Tiere von der Welt, auch die bescheidensten, diese dem Leben wieder halb zugewendeten Genesenden und Eidechsen: – es gibt solche unter ihnen, die keinen Tag von sich lassen, ohne ihm ein kleines Loblied an den nachschleppenden Saum zu hängen. Und ernstlich gere-

det: es ist eine gründliche Kur gegen allen Pessimismus (den Krebsschaden alter Idealisten und Lügenbolde, wie bekannt –) auf die Art dieser freien Geister krank zu werden, eine gute Weile krank zu bleiben und dann, noch länger, gesund, ich meine „gesünder“ zu werden. Es ist Weisheit darin, Lebens-Weisheit, sich die Gesundheit selbst lange Zeit nur in kleinen Dosen zu verordnen.

6. Um jene Zeit mag es endlich geschehn, unter den plötzlichen Lichtern einer noch ungestümen, noch wechselnden Gesundheit, daß dem freien, immer freieren Geiste sich das Rätsel jener großen Loslösung zu entschleiern beginnt, welches bis dahin dunkel, fragwürdig, fast unberührbar in seinem Gedächtnis gewartet hatte. Wenn er sich lange kaum zu fragen wagte „warum so abseits? so allein? allem entsagend, was ich verehrte? der Verehrung selbst entsagend? warum diese Härte, dieser Argwohn, dieser Haß auf die eigenen Tugenden?“ – jetzt wagt und fragt er es laut und hört auch schon etwas wie Antwort darauf. „Du solltest Herr über dich werden, Herr auch über die eigenen Tugenden. Früher waren sie deine Herren; aber sie dürfen nur deine Werkzeuge neben andren Werkzeugen sein. Du solltest Gewalt über dein Für und Wider bekommen und es verstehn lernen, sie aus- und wieder einzuhängen, je nach deinem höheren Zwecke. Du solltest das Perspektivische in jeder Wertschätzung begreifen lernen – die Verschiebung, Verzerrung und scheinbare Teleologie der Horizonte und was alles zum Perspektivischen gehört; auch das Stück Dummheit in Bezug auf entgegengesetzte Werte und die ganze intellektuelle Einbuße, mit der sich jedes Für, jedes Wider bezahlt macht. Du solltest die notwendige Ungerechtigkeit in jedem Für und Wider begreifen lernen, die Ungerechtigkeit als unablösbar vom Leben, das Leben selbst als bedingt durch das Perspektivische und seine Ungerechtigkeit. Du solltest vor allem mit Augen sehn, wo die Ungerechtigkeit immer am größten ist: dort nämlich, wo das Leben am kleinsten, engsten, dürftigsten, anfänglichsten entwickelt ist und dennoch nicht umhin

kann, sich als Zweck und Maß der Dinge zu nehmen und seiner Erhaltung zuliebe das Höhere, Größere, Reichere heimlich und kleinlich und unablässig anzubrockeln und in Frage zu stellen, – du solltest das Problem der Rangordnung mit Augen sehn und wie Macht und Recht und Umfänglichkeit der Perspektive mit einander in die Höhe wachsen. Du solltest“ – genug, der freie Geist weiß nunmehr, welchem „du sollst“ er gehorcht hat, und auch, was er jetzt kann, was er jetzt erst – darf ...

7. Dergestalt gibt der freie Geist sich in Bezug auf jenes Rätsel von Loslösung Antwort und endet damit, indem er seinen Fall verallgemeinert, sich über sein Erlebnis also zu entscheiden. „Wie es mir erging, sagt er sich, muß es jedem ergehn, in dem eine Aufgabe leibhaft werden und „zur Welt kommen“ will. Die heimliche Gewalt und Notwendigkeit dieser Aufgabe wird unter und in seinen einzelnen Schicksalen walten gleich einer unbewußten Schwangerschaft, – lange, bevor er diese Aufgabe selbst ins Auge gefaßt hat und ihren Namen weiß. Unsre Bestimmung verfügt über uns, auch wenn wir sie noch nicht kennen; es ist die Zukunft, die unserm Heute die Regel gibt. Gesetzt, daß es das Problem der Rangordnung ist, von dem wir sagen dürfen, daß es unser Problem ist, wir freien Geister: jetzt, in dem Mittage unsres Lebens, verstehn wir es erst, was für Vorbereitungen, Umwege, Proben, Versuchungen, Verkleidungen das Problem nötig hatte, ehe es vor uns aufsteigen durfte, und wie wir erst die vielfachsten und widersprechendsten Not- und Glückstände an Seele und Leib erfahren mußten, als Abenteurer und Weltumsegler jener inneren Welt, die „Mensch“ heißt, als Ausmesser jedes „Höher“ und „Übereinander“, das gleichfalls „Mensch“ heißt – überallhin dringend, fast ohne Furcht, nichts verschmähend, nichts verlierend, alles auskostend, alles vom Zufälligen reinigend und gleichsam aussiebend – bis wir endlich sagen durften, wir freien Geister: „Hier – ein neues Problem! Hier eine lange Leiter, auf deren Sprossen wir selbst gesessen und gestiegen sind, – die wir

selbst irgend wann gewesen sind! Hier ein Höher, ein Tiefer, ein Unter-uns, eine ungeheure lange Ordnung, eine Rangordnung, die wir sehen: hier – unser Problem!" --

8. – Es wird keinem Psychologen und Zeichendeuter einen Augenblick verborgen bleiben, an welche Stelle der eben geschilderten Entwicklung das vorliegende Buch gehört (oder gestellt ist –). Aber wo gibt es heute Psychologen? In Frankreich, gewiß; vielleicht in Rußland; sicherlich nicht in Deutschland. Es fehlt nicht an Gründen, weshalb sich dies die heutigen Deutschen sogar noch zur Ehre anrechnen könnten: schlamm genug für einen, der in diesem Stücke undeutsch geartet und geraten ist! Dies deutsche Buch, welches in einem weiten Umkreis von Ländern und Völkern seine Leser zu finden gewußt hat – es ist ungefähr zehn Jahr unterwegs – und sich auf irgend welche Musik und Flötenkunst verstehn muß, durch die auch spröde Ausländer-Ohren zum Horchen verführt werden, – gerade in Deutschland ist dies Buch am nachlässigsten gelesen, am schlechtesten gehört worden: woran liegt das? – „Es verlangt zu viel, hat man mir geantwortet, es wendet sich an Menschen ohne die Drangsal grober Pflichten, es will feine und verwöhnte Sinne, es hat Überfluß nötig, Überfluß an Zeit, an Helligkeit des Himmels und Herzens, an otium im verwegsten Sinne: – lauter gute Dinge, die wir Deutschen von heute nicht haben und also auch nicht geben können.“ – Nach einer so artigen Antwort rät mir meine Philosophie, zu schweigen und nicht mehr weiter zu fragen; zumal man in gewissen Fällen, wie das Sprüchwort andeutet, nur dadurch Philosoph bleibt, daß man – schweigt.

Nizza, im Frühling 1886.